

Die Gesellschaft im späten 19. Jahrhundert : Frauen von damals

Autor(en): **Mesmer, Beatrix**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Emanzipation : feministische Zeitschrift für kritische Frauen**

Band (Jahr): **7 (1981)**

Heft 9

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-359613>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE GESELLSCHAFT IM SPÄTEN 19. JAHRHUNDERT.

FRAUEN VON DAMALS

„Unsere Sicht auf die Schweiz unserer Urgrosseltern ist nicht frei gewählt: Wir bekommen nur zu sehen, was sie uns zeigen wollten, was ihnen selbst abbildenswert erschien. Das ist nicht nur darauf zurückzuführen, dass die Photographie in ihren Anfangszeiten recht aufwendig war. Der Entschluss, etwas im Bilde festzuhalten, ist, unabhängig vom Verfahren, stets ein Bekenntnis zu bestimmten Werten. Verewigt wird nicht die immer vom Scheitern bedrohte Alltäglichkeit, sondern der sorgfältig arrangierte Moment der Bewahrung. Unser Entzücken über die Würde und Harmonie der frühen Bildkompositionen rührt gerade daher, dass hier disziplinierte Selbstdarstellung betrieben wurde, dass man sich und die Dinge nicht so darstellte wie sie waren, sondern wie sie sein sollten.“

Beatrix Mesmer, Geschichtspräsidentin an der Universität Bern, fährt in ihrem Aufsatz „Die Gesellschaft im späten Jahrhundert“ weiter mit der Darstellung von Hintergründen, die die Bildwirklichkeit relativieren. Man erfährt, welche grundlegende Veränderung die Industrialisierung für das Familienleben mit sich brachte, wie die gesellschaftlichen Ansprüche und die soziale Kontrolle den Alltag regelten. Interessant ist, was die Verbürgerlichung der Familie für die Frauen bedeutete:

Dass mit der Industrialisierung die Familie als Produktionsgemeinschaft immer unwichtiger wurde, hat keineswegs dazu geführt, dass sie an gesellschaftlicher Bedeutung verloren hätte. Genau das Gegenteil ist eingetreten. Je schwerer es wurde, den sozialen Wandel institutionell zu bändigen, um so mehr verliess man sich auf die stabilisierende Wirkung der Familienabende. „Lasst uns das Heil nicht allein von einem Wechsel in der Leitung der Staatsgeschäfte oder von neuen Finanzge-

setzen und dergleichen erwarten, sondern vor allem aus von der Konsolidierung und Rekonstruktion des Familienlebens“, verkündeten überforderte Sozialpolitiker. Ein Hort von Traditionen und Konventionen, bewährte sich die Familie als ökonomischer Solidaritätsverband und moralisches Kontrollinstrument zugleich. Es galt als selbstverständlich, dass man seinem Namen Ehre machte und keine Schande über die Familie brachte. Durch die unangefochtene Sippenhaftung wurde ein Gut-



Ein Familienporträt um die Jahrhundertwende.
Familie Josua Bösch, St. Gallen

Mit freundlicher Genehmigung des Huber-Verlags und von Frau Beatrix Mesmer durften wir diesen Text und die Fotos aus dem Buch: „Damals in der Schweiz“, Kultur, Geschichte, Volksleben der Schweiz im Spiegel der frühen Fotografie, abdrucken.

teil der persönlichen Freiheiten zurückgenommen, die der liberale Bundesstaat gewährte. Das alltägliche Leben wurde so in den eingespielten Bahnen konservativer Autoritätsstrukturen gehalten.

Das bürgerliche Familienleben des 19. Jahrhunderts war ein vorgegebenes Rollenspiel, dessen Regieanweisungen sich ständig verfeinerten. Aus den Ratschlägen der überlieferten Hausväterliteratur, die auf die männlichen und weiblichen Tätigkeitsbereiche des Selbstversorgerhaushalts abzielten, wurde mit wissenschaftlichem Eifer eine feste Dogmatik geschlechtsspezifischer Anlagen und Fähigkeiten entwickelt. In der Hierarchie familiärer Beziehungen kam dem Mann als Oberhaupt und Ernährer eine Patriarchenstellung zu, die auch im Familien- und Eherecht festgeschrieben war. Der herrschende Vater gebot über eine Schar von häuslichen Untertanen: die liebend-fügsame Gattin, gehorsame Kinder, dienende Geister. Je grösser die Zahl der Abhängigen, um so mächtiger musste die Vatergestalt erscheinen. Der Patriarch potenzierte sich in ausserhäuslichen Vorgesetztenpositionen, er bewies seine Ernährerrolle als Unternehmer, bestätigte seine Dominanz in Vereinschergen. Die berufliche und gesellschaftliche Position war wesentlich zur Legitimierung seiner innerfamiliären Machtstellung. Ein Ernährer, der seine Familie nicht allein erhalten kann, ein Herrscher, der sich ducken muss, wird leicht zum lächerlichen Haustyranen. Die männerbündischen Züge der bürgerlichen Gesellschaft kamen nicht von ungefähr, wie auch die Verdrängung von Kindern und Frauen aus der Erwerbswelt das familiäre Rollenspiel unterstützte. Der Anspruch auf eine Stellung in der Öffentlichkeit wie auf eine Anstellung auf dem Arbeitsmarkt musste Privileg der Männer sein. Das männliche Führungsmonopol wurde auch in der äusseren Erscheinung zum Ausdruck gebracht. So wie sie vor dem Fotografen standen, so stellten sich die Männer auch im Leben dar: korrekt gekleidet, in würdiger Haltung – und der Bart als sekundäres Geschlechtsmerkmal durfte nicht fehlen.

Die überlegene Pose, die gesellschaftliche Konvention und anerzogenes Rollenverständnis den jungen wie den alten Herren zur Pflicht machte, war durchaus nicht immer durch eine entsprechende berufliche Stellung abgestützt. Ebenso war das häusliche Reich, das ihr verantwortungsschwerer Blick musterte, viel bescheidener, als die zeitgenössische Erbauungsliteratur es ahnen lässt. Die vielköpfige Familie und der Grosshaushalt entpuppen sich bei näherem Zusehen als eine Wunschvorstellung jener bürgerlichen Sozialtheoretiker, die auch das gesellschaftliche Rollenspiel als naturgegeben darstellten. Wo uns Familienbilder den Pater familias inmitten seines "Hauses" zeigen, musste meist die nähere und weitere Verwandtschaft bemüht werden. Die durchschnittliche Grösse der Haushalte lag in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bei fünf Personen, und sie hat sich damit nicht we-

sentlich von den Werten wegbewegt, die auch für frühere Jahrhunderte bekannt sind. Die Zahl der im elterlichen Haushalt anwesenden Kinder konnte sich etwas heben, doch setzte in den bürgerlichen Familien bereits eine bewusste Geburtenkontrolle ein. In den agrarischen Gegenden wurde die Kinderzahl durch das hohe Heiratsalter und die langen Stillzeiten niedrigergehalten, die traditionelle, durch soziale Normen gesteuerte Form der Familienplanung. Nur die Industriearbeiterschaft heiratete früher und hatte damit auch Aussicht auf eine überdurchschnittlich grosse Nachkommenschaft. Kinderreichtum und Armut waren denn auch – jedenfalls als literarischer Topos – gekoppelt. Bürgerliches Familienverhalten, das den allein erwerbstätigen Vater und eine ausschliesslich mit Haushaltführung und Kindererziehung beschäftigte Mutter voraussetzt, liess sich paradoxerweise nur bei einer beschränkten Kinderzahl verwirklichen. Aber auch von der Lebenserwartung her war der Patriarchenanspruch prekär. Die durchschnittliche Ehedauer wird für die Jahre 1876–1980 mit rd. vierundzwanzig Jahren angegeben, und es überlebten, wie auch heute noch, mehr Witwen als Witwer. Unvollständige Familien und Familien, in denen Invalidität oder Krankheit eine Umkehrung des Aufgabebereichs von Mann und Frau erzwangen, waren häufig. Der gestrenge und geachtete Hausvater, zu dessen in Ehren ergrautem Haar die Familie aufblickte, scheint eher eine Allegorie des guten Regiments als konkrete Alltagswirklichkeit gewesen zu sein. Ist es ein Zufall, dass in den schweizerischen Autobiographien die Väter meist keine gute Figur machen? Unter dem Druck gesellschaftlicher Überforderung gerieten sie offenbar leicht ins Abseits – die "vaterlose Gesellschaft" kündete sich bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert an. So wurde der Tod des Vaters denn auch zum unerschöpflichen, genussvoll ausgebeuteten Thema der Trivalliteratur. Dabei ging es keineswegs nur um einen Anlass, sentimentale Familienszenen zu entwerfen, vielmehr kamen verdrängte Wünsche und Aggressionen recht unverhüllt ans Tageslicht, etwa wenn dem verwaisten Jüngling bedeutet wurde: "Du kannst dann deiner Mutter beweisen, dass du ein dankbarer Sohn bist, der das Andenken seines seligen Vaters in hohen Ehren hält."

In der Mutter, vor der man sich beweisen musste, verkörperte sich das einzig gesellschaftlich sanktionierte Frauenbild. Die vielberufene viktorianische Prüderie führte dazu, dass weibliche Geschlechtsfunktionen nur im Hinblick auf die – eheliche – Mutterschaft vorgestellt werden durften. Unverheiratete Frauen waren anrühlich. Wesen zweiter Klasse, die offenbar den wahren Zweck ihres Daseins verfehlt hatten. Die Erziehung der Mädchen war von diesen Vorstellungen geprägt. Dazu bestimmt, später die Rolle der Familienmutter zu übernehmen, wurden sie für ihren Dienst am Eheherrn, die Haushaltführung und die Kinderaufzucht konditio-

niert. Weibliche Berufsbilder waren nur innerhalb dieses Anforderungsrasters toleriert. Tätigkeiten wie die der Lehrerin, der Krankenschwester, aber auch der Schneiderin konnten offenbar als Ersatzmutterschaft verstanden werden, als Durchgangstraining vor der Ehe oder als Kompensationsbeschäftigung der Ehelosen. Eine selbständige Stellung in der Gesellschaft liess sich damit nicht begründen. Bezahlte Erwerbstätigkeit von Frauen und Mädchen ausserhalb des eigenen Haushalts degradierte und blieb lange ein Stigma der Unterschichten, deren moralische Inferiorität nicht zuletzt damit begründet wurde, dass sie auf weibliche Lohnarbeit angewiesen bleiben.

Nach allgemeinem Konsens gehörte die Arbeit der Frau wie auch ihr eingebrachtes Gut der Familie. Zwar herrschte Einigkeit darüber, dass die Sorge für Haushalt und Kinder als Rechtfertigung für ein Frauendasein genügte, doch erwartete man ganz selbstverständlich, dass Familienmütter und Töchter überall dort einsprangen, wo die Väter versagten. Dass sie durch den Einsatz ihrer Arbeitskraft das Familienbudget im Gleichgewicht hielten, dass sie, wenn der Mann ausfiel, ein Geschäft weiterführten, war an der Tagesordnung. Diese versteckte und stellvertretende Erwerbstätigkeit ist in den offiziellen Statistiken nicht enthalten. Ebenso wenig scheint die weibliche Arbeitsleistung für die häusliche Selbstversorgung in den Angaben über das Sozialprodukt auf. Sie gehörte jedoch, auch in durchaus dem gehobenen Mittelstand zugerechneten Familien, zu den Pflichten der Hausmutter, die dafür in der Regel ausser den heranwachsenden Töchtern wenig Hilfskräfte beziehen konnte. Aber auch wo Dienstboten zur Verfügung standen, bedeutete die Schlüsselgewalt der Hausfrau ihre Verantwortung für sparsames Wirtschaften. Sie hatte durch das Führen eines Haushaltbuchs ihre buchhalterische Fähigkeiten unter Beweis zu stellen, auch wenn man ihr die Verwaltung ihres eigenen Vermögens nicht zugestand. Die bürgerliche Rechenhaftigkeit wurde so gründlich verinnerlicht, dass schliesslich die Haushaltskasse zur Präokkupation wurde. Es lässt tief blicken, wenn über eine angesehene Zürcherin berichtet wird: "Ihr letztes Wort, an ihre Wärterin, war das einer pünktlichen Frau: 'jetzt will ich Euch noch auszahlen.' Mit der Gebärde des Geldzählens ist sie dann verschieden."

Wie die wirtschaftlichen Leistungen der Frau in ihrem Haushalt aufgingen, so leitete sich auch ihr soziales Prestige ausschliesslich vom Status der Familie ab, der sie zugehörte. Daraus ergab sich auch die Forderung, sich "standesgemäss" zu benehmen. Die Rollenbilder, denen die Frauen zu entsprechen hatten, waren vielfältiger als diejenigen, die für Männer galten. Es gab Pflichtenhefte und Tenüvorschriften nicht nur für die verschiedenen Altersstufen, vom Backfisch bis zur Mätresse, sondern auch für alle sozialen Schichten sowohl ländlicher als auch





Vornehme Basler Familie. Fotografiert mit einkopiertem Hintergrund. Um 1860

dtischer Herkunft. Die Porträtaufnahmen sind ein getreuer Spiegel dieser nicht nur für den Trachtenforscher aufschlussreichen Unterschiede. Die Bäuerin, die Arbeiterfrau, die Beamte ngattin hoben sich nicht nur in Kleidung und Ausdruck voneinander ab, sondern sie folgten auch bestimmten Verhaltensmustern, die ihnen von den Ansprüchen ihrer Ehemänner vorgegeben waren und die sie auf ihre Töchter projizierten.

Eine feine Grenze trennte die körperlich arbeitende Frau von der Dame. War sogenannte Herzensbildung, worunter man uneigennützig e Selbstaufopferung verstand, eine Eigenschaft, die man schlechthin jedem weiblichen Wesen abverlangte, so galt für die Dame zusätzlich das Erfordernis der "höheren Bildung". Sie verwaltete die Ideale der bürgerlichen Gesellschaft, die Evasionszonen, die man als stilles Paradies jenseits von technischem Fortschritt und politischen Auseinandersetzungen um Verteilungs- und Machtfragen vermutete. Von jeder körperlichen Leistung freigesetzt, in ihren materiellen Haushaltspflichten durch Dienstboten substituiert, war die Dame gewissermaßen ein lebender Beweis für die Realität des Schönen, Guten und Edlen. Dass sie

in ihrem Äusseren den Masstab für das zeitgenössische Schönheitsideal zu setzen hatte, gehörte zu dieser Darstellungspflicht. Der Zwang zur Eleganz scheint freilich, will man den Fotografen glauben, in der Schweiz weniger stark gewesen zu sein als in den umliegenden Grosstaaten. Damenhaftigkeit drückte sich hier eher in qualitätsbewusster Introvertiertheit als in modischer Extravaganz aus.

Da die öffentliche, im wesentlichen auf kommunale und nationale Integration gerichtete Kulturdemonstration Männersache war, entstand eine auf das Heim konzentrierte weibliche Subkultur. Das Klavierspiel der höheren Töchter, ihre Aquarellmalerei und ihre Lektüre waren der häuslichen Erbauung vorbehalten, sie blieben infantil, wie ja auch ihre Funktion ausdrücklich pädagogisch war und darin bestehen sollte, das jugendliche Gemüt tieferen Empfindungen zu öffnen. War es einmal geöffnet, verlangte die Dame nach mehr als spielerischer Beschäftigung, so war guter Rat teuer. Die Erkenntnis, dass dieses Dilettieren, auch wenn es hohen Rang erreichte, "eben nichts ist, zu nichts führt, keine brauchbaren Früchte reifen machen kann",

wirkte frustrierend und hat zu verzweifelten Ausbruchversuchen geführt. Die skandalumwitterte Flucht ins wirkliche Künstlermilieu ist für die grossbürgerliche Frauenexistenz des ausgehenden 19. Jahrhunderts ebenso symptomatisch wie die medizinische Diagnose physiologisch bedingter weiblicher Hysterie. Der Ruf nach Gleichberechtigung war denn auch vorerst ein Aufbegehren bürgerlicher Frauen gegen die Privatisierung ihrer intellektuellen und kreativen Fähigkeiten. Dass die Zulassung von Mädchen zu den höheren Bildungsanstalten in der Schweiz früh erfolgte, dass eine erstaunliche Zahl weiblicher Zweckorganisationen gegründet wurden, erweckt den falschen Eindruck, als ob die Emanzipationsbewegung hier besonders erfolgreich gewesen sei. Das traditionelle Rollenspiel blieb jedoch trotz – oder vielleicht dank – diesen Ventilen völlig intakt. Die Frauenvereine als spiegelbildliches Gegenstück der Männerbünde liessen sich auf die "weiblichen" Aufgabenbereiche der Fürsorge und Erziehung festlegen. Im Kampf gegen Alkoholismus und Prostitution, im Einsatz für Mütterschutz und Kinderwohlfahrt orientierten sich gerade die organisierten Frauen am vertrauten Ziel geordneten Familienlebens.

Offenbar bedurfte es des tatkräftigen Einsatzes besorgter Wächter, wie sie sich in den gemeinnützigen und kulturellen Vereinen zusammenfanden, um die Anfechtungen abzuwehren, die zur Desertion aus dem wohlabgegrenzten Gehege der Gesittung verlockten. Was sich hinter den Kulissen der bürgerlichen Welt abspielte, wurde nicht als eigenständige Wirklichkeit akzeptiert, sondern als Bedrohung bekämpft. Die Widersprüche der Industriegesellschaft konnten so zumindest dadurch entschärft werden, dass man sie zum Vereinszweck erhob. Dass der rasche technologische Wandel, das wirtschaftliche Wachstum und die Erfolge der Wissenschaften sich der Domestizierung entziehen und ihre eigenen Konsequenzen entwickeln könnten, lag noch nicht im Bereich der Vorstellungen. Unter der Devise des Fortschritts hatten die Bürger ihre Ordnung aufgerichtet, Steigerung der Produktivität und Beherrschung der Natur bedeuteten die äussere Legitimation ihrer Ansprüche. Deshalb konnte Fortschritt individuell oder kollektiv durch Erhöhung des Lebensstandards oder durch Perfektionierung der Institutionen vereinnahmt werden, ohne dass die gesellschaftlichen Strukturen in Frage gestellt worden wären. Je spürbarer und sichtbarer sich die Umwelt gestalten liess, desto zäher wurde das Gefüge der sozialen Wertung gegen alle Einbrüche verteidigt. Der allgemeine Konsens darüber, wie korrekte Lebensbewältigung zu verstehen sei, welche Sozialisationsmuster befolgt werden mussten und auf welche Weise Selbstdarstellung zu erfolgen habe, erwies sich als resistent gegenüber aller konkreten Erfahrung.

Autorin: Beatrix Mesmer